

L I F E :

Das Geständnis des Adolf Eichmann

Auf den folgenden Seiten beginnt LIFE seine Exklusiv-Veröffentlichung des Geständnisses von Adolf Eichmann, dem Nazi, der die Ermordung von Millionen Juden organisierte - und jetzt in Israel dem Prozess wegen seiner Verbrechen entgeht.

In diesem Dokument überführt sich Eichmann selbst als einen der Hauptkriegsverbrecher der Nazis. Aber er verfasste es in dem Glauben, seine Version der Wahrheit würde weitgehend dazu beitragen, seine Handlungen zu "erklären" und ihn sogar zu entlasten. Er begann die Geschichte vor einigen Jahren in Argentinien, wohin er, alliierten Fahndern entgangen, geflohen war und wo er unter falschem Namen lebte, einem deutschen Journalisten in mehrstündigen Sitzungen vor dem Tonbandgerät zu berichten. Er hatte den Bericht im letzten Mai beendet, als israelische Geheimagenten ihn in dramatischer Detektivarbeit aufspürten, gefangennahmen und nach Israel transportierten.

Einen Monat später kam LIFE in den Besitz der umfangreichen Niederschrift von Eichmanns Worten. Nach sechs Monaten Übersetzungs- und Redaktionsarbeit sowie Nachprüfungen, die die absolute Authentizität des Dokuments ergaben, ist LIFE nun in der Lage, Eichmanns eigenen Bericht über seine Tätigkeit in zwei Folgen vorzulegen.

"Ich war nur ein kleines Rädchen in der Maschine", behauptet Eichmann. Während er Operationen durchführte, die die Ausrottungsaktionen von Dschingis Khan oder Tamerlan weit in den Schatten stellten, bewahrte er sich die Mentalität eines kompetenten Buchhalters, bemüht, seine Vorgesetzten zufriedenzustellen. Er berichtet, wie er selbst die Zeitpläne für die Auslöschung von Europas jüdischer Bevölkerung

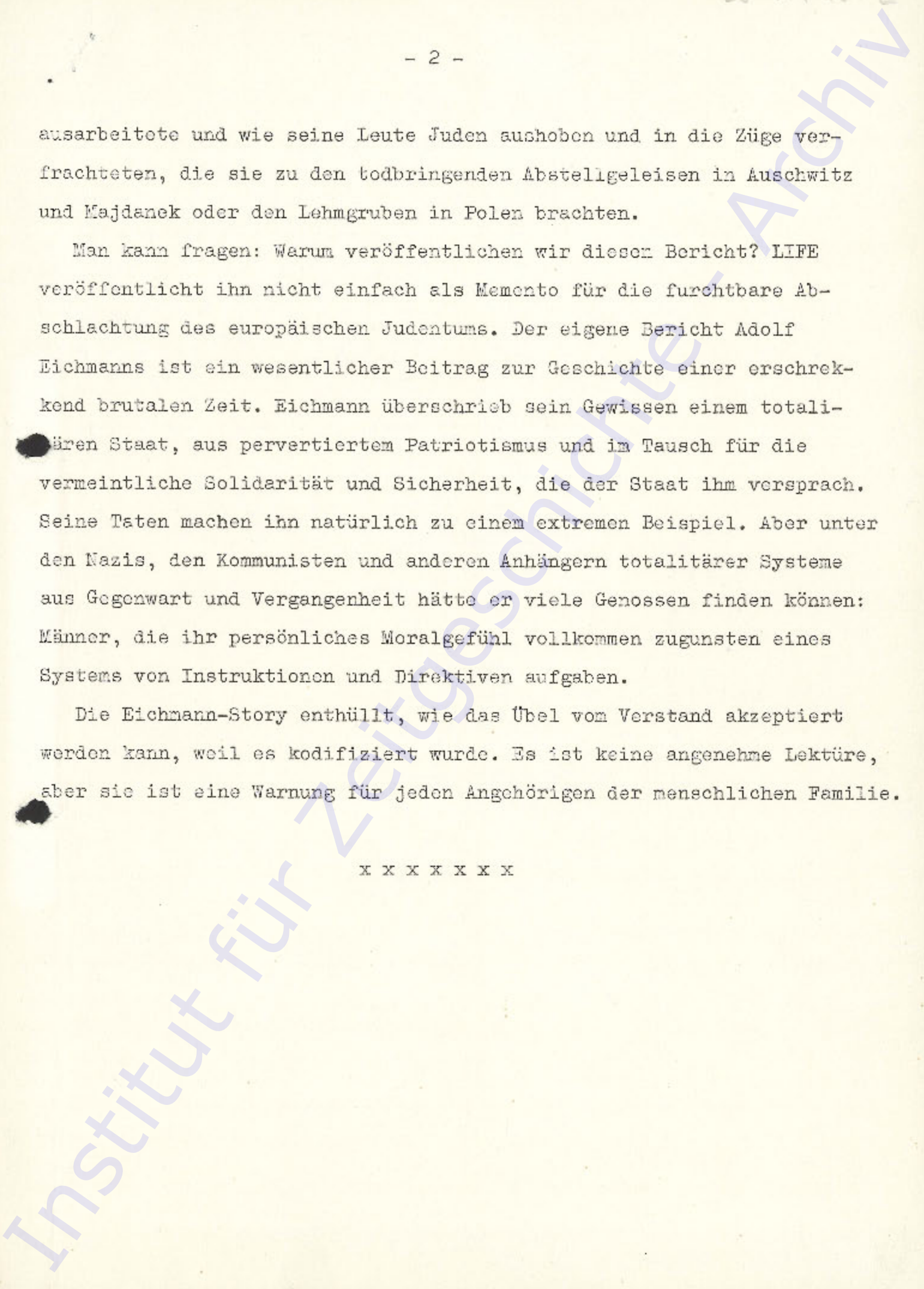
Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2668/61	Best. Zs 501
Rep.	Zs-1746

ausarbeitete und wie seine Leute Juden aushoben und in die Züge verfrachteten, die sie zu den todbringenden Abstellgleisen in Auschwitz und Majdanek oder den Lehmgruben in Polen brachten.

Man kann fragen: Warum veröffentlichen wir diesen Bericht? LIFE veröffentlicht ihn nicht einfach als Memento für die furchtbare Abschachtung des europäischen Judentums. Der eigene Bericht Adolf Eichmanns ist ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte einer erschreckend brutalen Zeit. Eichmann überschrieb sein Gewissen einem totalitären Staat, aus pervertiertem Patriotismus und im Tausch für die vermeintliche Solidarität und Sicherheit, die der Staat ihm versprach. Seine Taten machen ihn natürlich zu einem extremen Beispiel. Aber unter den Nazis, den Kommunisten und anderen Anhängern totalitärer Systeme aus Gegenwart und Vergangenheit hätte er viele Genossen finden können: Männer, die ihr persönliches Moralgefühl vollkommen zugunsten eines Systems von Instruktionen und Direktiven aufgaben.

Die Eichmann-Story enthüllt, wie das Übel vom Verstand akzeptiert werden kann, weil es kodifiziert wurde. Es ist keine angenehme Lektüre, aber sie ist eine Warnung für jeden Angehörigen der menschlichen Familie.

x x x x x x x



Ich weiß nicht, wieviel Zeit zu leben mir das Schicksal noch gibt. Aber ich weiß, dass jemand die gegenwärtige und die kommenden Generationen über die Vorgänge meiner Ära informieren muß. Ich schreibe diesen Bericht zu einer Zeit, da ich im vollen Besitz meiner physischen und psychischen Freiheit bin, von niemandem beeinflusst oder gedrängt. Mögen künftige Historiker objektiv genug sein, nicht vom Pfad der hier aufgezeichneten wahren Tatsachen abzuweichen.

Ich bin es langsam müde geworden, als anonymer Wanderer zwischen zwei Welten zu leben, gesucht sogar von der Polizei meines Heimatlandes. In Nürnberg sagte mein vertrautester Untergebener gegen mich aus. Andere taten das Gleiche. Vielleicht haben diese Leute mich hineingezogen, um sich selbst reinzuwaschen. Aber wenn dergleichen jahrelang andauert und jeder einstimmt, mir die Taten aller in die Schuhe zu schieben, entsteht eine Legende, in der die Übertreibung eine große Rolle spielt.

In Wahrheit war ich nur ein kleines Rädchen in der Maschinerie, die die Anweisungen und Befehle des Deutschen Reichs ausführte. Ich bin weder ein Mörder noch ein Massenmörder. Ich bin ein Mensch von durchschnittlichem Charakter, mit guten Eigenschaften und vielen Fehlern. Ich war nicht der "Zar der Juden", wie eine Pariser Zeitung mich einmal genannt hat, noch war ich verantwortlich für all das Gute und Böse, das man ihnen tat. Soweit ich in die physische Vernichtung der Juden verwickelt war, gestehe ich meine Teilnahme frei und ohne Pression

ein. Schließlich war ich es, der die Juden zu den Lagern schaffte. Hätte ich sie nicht transportiert, wären sie nicht der Schlachtbank ausgeliefert worden.

Aber was gibt es da zu "gestehen"? Ich habe meine Befehle ausgeführt. Es wäre ebenso sinnlos, mich für die ganze "Endlösung der Judenfrage" verantwortlich zu machen, wie den für die Bahnanlagen, über die die Transporte rollten, zuständigen Beamten. Wo wären wir hinkommen, wenn ein jeder sich in jenen Tagen seine eigenen Gedanken gemacht hätte? Man kann das heute in der "neuen" deutschen Armee tun. Bei uns war Befehl Befehl. Hätte ich die Befehle des einstigen Führers des Deutschen Reichs, Adolf Hitler, sabotiert, so wäre ich nicht nur ein Lump gewesen, sondern ein verächtliches Schwein, wie jene, die ihren Fahneid brachen, um sich den Anti-Hitler-Verbrechern der Verschwörung vom 20. Juli 1944 anzuschließen.

Im Nürnberger Prozess wurde der Welt eine neue Interpretation der Gerechtigkeit geliefert. Nicht ein Russe, kein Israeli, kein Engländer oder Amerikaner wurde auch nur in einem einzigen Fall dafür bestraft, daß er in offizieller Stellung oder unter Fahneid Befehle ausführte. Warum sollen Galgen und Zuchthaus nur für Deutsche reserviert sein?

Aber ich greife meiner Geschichte vor. Es ist an der Zeit, meinen Rang und meine Aufgabe in den hier besprochenen Vorgängen zu benennen und mich vorzustellen.

Name: Adolf Otto Eichmann

Staatsangehörigkeit: Deutsch

Beruf: Obersturmbannführer der SS a.D.

Der Amtsbereich meiner Abteilung waren die jüdischen Angelegenheiten, soweit sie in die Zuständigkeit der Gestapo fielen. Ursprünglich lag der

Schwerpunkt auf dem Problem, herauszufinden, wer Arier und wer Jude war. Wenn jemand sich als Jude erwies, waren wir die Verwaltungsbehörde, die ihm seine deutsche Staatsangehörigkeit absprach und sein Vermögen einzog. Schließlich erklärten wir ihn zum Staatsfeind. Nachdem der einstige deutsche Führer Befehl zur physischen Vernichtung der Juden gegeben hatte, verlagerten sich unsere Aufgaben. Wir beaufsichtigten die Festnahme deutscher Juden durch die Gestapo und die Züge, die sie zu ihrem endgültigen Bestimmungsort brachten. Und im ganzen deutschbesetzten Europa sorgten meine Mitarbeiter aus meiner Dienststelle dafür, daß die Regierungen ihre jüdischen Bürger dem Deutschen Reich überstellten. Für all das werde ich selbstverständlich einstehen. Ich habe die Kriegsjahre nicht verschlafen.

Ich begann meine Arbeit an der Judenfrage im Jahre 1935 in Berlin, wohin ich nach meinem Dienst in einer der ersten SS-Ausbildungskompanien versetzt worden war. Meine erste Aufgabe dort war außerordentlich langweilig. Ich ordnete Karteikarten, aus denen schließlich ein riesiger Index von Juden, Freimaurern, Mitgliedern verschiedener Geheimbünde und anderen umstürzlerischen Elementen im Reich wurde. Nach einer gewissen Zeit aber gestatteten mir meine Vorgesetzten, meine Arbeit an der Lösung der Judenfrage zu beginnen.

Ich muß gestehen, daß ich diese Aufgabe nicht mit stupider Gleichgültigkeit entgegennahm. Im Gegenteil, ich war fasziniert von ihr. Mein Chef, Obergruppenführer Reinhard Heydrich, veranlaßte mich, mich sogar mit ihren religiösen Aspekten vertraut zu machen. Schließlich lernte ich sogar Hebräisch, wenn auch schlecht.

Ein Teil meiner anfänglichen Arbeit betraf die seit 1935 in Kraft

befindlichen Nürnberger Gesetze. Nach der damals gültigen Formel für die "Endlösung der Judenfrage" sollten diese Gesetze die Juden aus allen Zweigen des deutschen Lebens vertreiben. Meine Erfahrungen auf diesem Gebiet waren oft vertraulicher und ziemlich peinlicher Natur - so, als ich herausfand, daß die Diätköchin und zeitweilige Geliebte des Führers Zweiunddreissigstel-Jüdin war. Mein unmittelbarer Vorgesetzter, Gruppenführer Heinrich Müller, klassifizierte meinen Bericht eiligst als "Geheime Reichssache".

Im Jahre 1937, nachdem ich mich zweieinhalb Jahre mit dem Hebräischen herumgeschlagen hatte, erhielt ich Gelegenheit zu einer Reise nach Palästina. Wir waren sehr an der Auswanderung nach Palästina interessiert, und ich wollte herausfinden, wann dort ein neuer jüdischer Staat errichtet werden könnte. Leider stand Palästina zu der Zeit in Aufruhr, und die Engländer lehnten meinen Antrag auf Aufenthaltsverlängerung ab. Immerhin sah ich genug, um von der Art und Weise, wie die jüdischen Siedler ihr Land aufbauten, tief beeindruckt zu sein. Ich bewunderte ihren verzweifelten Lebenswillen, um so mehr, als ich selbst Idealist war.

In den folgenden Jahren sagte ich oft Juden, mit denen ich zu tun hatte, daß ich, wäre ich selber einer, fanatischer Zionist gewesen sein würde. Ich konnte mir nichts anderes vorstellen. Ich wäre tatsächlich der glühendste Zionist gewesen, den man sich vorstellen kann.

In jenen Tagen vor Kriegsausbruch hoffte die ehemalige Reichsregierung, die Judenfrage durch Zwangsauswanderung zu lösen. Das war leichter gesagt als getan, denn man musste hier die Schwierigkeiten einer Auswanderung auf Massenbasis in Betracht ziehen. Die jüdischen Organisationen mit der größten Erfahrung darin waren bereits als unannehmbar

für die Regierung aufgelöst worden. Außerdem herrschte bei vielen Juden die Tendenz abzuwarten, nach der Theorie, daß das Hitlerregime nicht lange währen würde. Von den 500.000 eindeutigen Juden, die es 1933 in Deutschland gab, dazu einer Anzahl, die nach den Nürnberger Gesetzen als Juden angesehen wurden, verließen nicht mehr als 130.000 bis 1938 das Land.

Vielleicht war es das Propagandaministerium, das zuerst auf die Idee kam, alle Juden zum Tragen eines gelben Sterns an der Kleidung zu zwingen. Ich erinnere mich, wie Julius Streicher vor Vergnügen wieherte, als er davon hörte. Seine Zeitung "Der Stürmer" widmete dem Thema eine ganze Ausgabe. Ich hatte natürlich Anteil an den verwaltungstechnischen Details, da ich als Abteilungsleiter für jüdische Angelegenheiten der Gestapo gegenzeichnen mußte. Ich erinnere mich auch des Tages, an dem ich Ballen und Ballen gelben Stoffs zur Verteilung bekam. Ich gab das Tuch an die jüdischen Vertreter aus, die damit abzogen.

Wir fassten die Idee des gelben Sterns nicht, um auf die Juden selbst Druck auszuüben. Im Gegenteil. Sein Zweck war, die angeborene Tendenz des deutschen Volks zu blockieren, einem Notleidenden beizustehen. Die Kennzeichnung sollte eine solche Hilfe gegenüber Juden, die belästigt wurden, verhindern. Wir wollten, daß die Deutschen sich genieren und fürchten sollten, irgendwelchen Kontakt zu Juden zu haben. Deshalb war unsere Verwaltung recht froh, diese gelben Stoffballen auszugeben und den Zeitpunkt, von dem an der Stern getragen werden mußte, festzusetzen.

In Wien hatte ich einmal mit einem jüdischen Rechtsanwalt zu tun, der mir sagte: "Ich trage diesen Stern mit Stolz". Der Mann machte Eindruck auf mich. Er war Idealist. Deshalb ließ ich ihn bald darauf auswandern.

Im Jahre 1938, beim Anschluß Österreichs, befahl mir Obergruppenführer Heydrich als dem Spezialisten für jüdische Angelegenheiten, die Judenauswanderung von Wien aus in Gang zu bringen.

Ich fand das jüdische Leben in Österreich in völliger Auflösung. Die meisten jüdischen Organisationen waren bereits von der Polizei aufgelöst und ihre Führer festgenommen worden. Um die Auswanderung anzukurbeln, ließ ich die örtlichen Judenführer kommen und richtete eine Zentralstelle für Jüdische Auswanderung ein. Sie hatte ihren Sitz im Rothschild-Palais in der Prinz-Eugen-Straße.

Wie andere entsprechende Stellen gestattete auch das Wiener Büro auswandernden Juden die Mitnahme von Haushaltsgut. Für die Obhut und Verwaltung jüdischen Eigentums wurden später sogenannte Verwaltungs- und Rechnungsstellen geschaffen, die mit säuberlicher Genauigkeit und Korrektheit arbeiteten. Reichsführer Heinrich Himmler, der sich erstaunlicherweise oft selbst mit den kleinsten Einzelheiten des jüdischen Problems befasste, schuf persönlich die strikten Verwaltungsrichtlinien, nach denen auf diesem Gebiet gearbeitet wurde. Allein in Wien konnten wir täglich die Auswanderung von nicht weniger als 1.000 Juden vorbereiten.

Einer der nützlichsten jüdischen Vertreter war in dieser Zeit ein gewisser Dr. Storfer, ein altgedienter Beamter, der im ersten Weltkrieg Major der österreichischen Armee gewesen war. Ich hatte eine Schwäche für diesen Dr. Storfer. Er nahm nie einen Pfennig von seinen Rassengenossen und hatte eine sehr angenehme, korrekte Art zu verhandeln. Leider machte Storfer Jahre später einen dummen Fehler. Er versuchte zu fliehen. Mein Stellvertreter hatte ihn nie leiden können und ließ ihn in Auschwitz erschießen.

Im allgemeinen respektierten wir jüdische Frontkämpfer des ersten Weltkriegs. Wir hatten sogar ein paar jüdische SS-Leute, die an den frühen Kämpfen der Nationalsozialisten teilgenommen hatten - ungefähr 50 in Deutschland und Österreich. Ich erinnere mich meines persönlichen Interesses an einem jüdischen SS-Oberscharführer, einem guten Mann, der in die Schweiz wollte. Ich hatte die Grenzposten instruiert, ihn passieren zu lassen, aber als er die Schweizer Grenze erreichte, glaubte er offenbar, etwas sei verkehrt gegangen. Er versuchte, illegal durch die Wälder hinüberzukommen und wurde erschossen. Er war Volljude, ein Mann von höchst ehrenhafter Einstellung.

Während dieser ganzen Periode sah ich das Judenproblem als politisch zu lösende Frage an. Himmler und die gesamte Gestapo ebenfalls. Es war keine Gefühlsangelegenheit. Keine SS-Kameraden und ich selbst verwarfen die rohen Methoden, Synagogen anzuzünden, jüdische Geschäfte auszuplündern und Juden auf offener Strasse zu misshandeln.

Wir wollten keine Gewalt. Einer meiner Führer wurde aus der SS ausgestoßen, weil er vier oder fünf Juden im Keller unserer Dienststelle zusammengeschlagen hatte. Von solchen Ausnahmen abgesehen, hatte jeder von uns für sich nicht den Wunsch, dem einzelnen Juden persönlich ein Leid zuzufügen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich einen kleinen Vorfall erwähnen, bei dem ich selbst diesen Grundsatz der Korrektheit verletzte. Ich bestellte eines Tages Dr. Löwenherz zu mir, den ich zum Leiter der Wiener jüdischen Gemeinde ernannt hatte. Er beantwortete meine Fragen ausweichend und, wie ich glaube, unrichtig. Ich verlor einen Augenblick meine Selbstbeherrschung und schlug ihm ins Gesicht. Ich erwähnte ihm gegenüber die Angelegenheit später in Anwesenheit einiger meiner Untergebenen und drückte ihm mein Bedauern aus.

Noch 1940, nachdem wir Frankreich geschlagen hatten, entwarfen wir Pläne für eine jüdische Massenauswanderung nach Madagaskar. Ich ließ von meinen juristischen Experten ein komplettes Gesetz über die Ansiedlung von Juden auf dortigem, als jüdisch zu erklärendem Territorium ausarbeiten. Sie sollten dort ohne Beschränkung leben, ausgenommen natürlich, daß sie unter dem Protektorat des Reichs stehen würden. Leider hatten sich, als die bürokratischen Schwierigkeiten für diesen Plan ausgeräumt waren, die Waagschalen des Sieges so verschoben, daß Madagaskar unserem Griff entzogen war.

Die Fortdauer des Krieges änderte schließlich unsere Einstellung zur Auswanderung vollkommen. Im Jahre 1941 befahl der Führer persönlich die physische Vernichtung des jüdischen Feindes.

Was ihn zu diesem Schritt veranlasste, weiß ich nicht. Aber einmal verlief der Krieg in Rußland nicht im Stil eines Blitzfeldzuges, wie es das Oberkommando geplant hatte. Der verderbliche Zweifrontenkrieg hatte begonnen. Und schon hatte Dr. Chaim Weizmann, der Führer des Weltzionismus, im Namen des Judentums Deutschland den Krieg erklärt. Es war unvermeidbar, daß die Antwort des Führers nicht lange auf sich warten lassen würde.

Kurz nach Ausgabe dieses Befehls bestellte mich Obergruppenführer Heydrich in sein Büro in der Prinz-Albrecht-Straße. Er unterrichtete mich von Reichsführer Himmlers Befehl, der jede jüdische Auswanderung verbot - künftig ohne Ausnahme. Er versicherte mir, daß weder ich noch einer meiner Leute etwas mit der physischen Liquidation zu tun haben würde. Wir würden nur als Polizisten fungieren; das heißt, die Juden für die anderen aufbringen.

Zu dieser Zeit hatte die Formel "Endlösung der Judenfrage" eine neue Bedeutung erhalten: Liquidation. In diesem neuen Sinne diskutierten wir sie am 20. Januar 1942 in einer Sonderkonferenz im Berliner Bezirk Wannsee. Ich mußte mit der Mappe mit den Einladungen zu Heydrich hinübereilen, der sein "Heydrich" Strich für Strich darauf kritzelte. Darauf schickten wir das Ganze ab. Einige der Eingeladenen lehnten die Teilnahme ab, im wesentlichen aufgrund anderer Verpflichtungen.

Ich erinnere mich, wie wir - Heydrich, Müller und ich - nach der Konferenz gemütlich um den Kamin saßen. Ich beobachtete zum ersten Mal, daß Heydrich rauchte. Nicht nur das - er trank auch einen Kognak. Normalerweise rührte er keinen Alkohol an. Die einzige andere Gelegenheit, bei der ich ihn etwas trinken

sah, war ein paar Jahre zuvor bei einer Feier in der Dienststelle gewesen. Wir tranken damals alle. Wir sangen. Nach einer Weile stiegen wir auf die Stühle und brachten einen Toast aus, dann auf den Tisch, und dann wieder und wieder - auf die Stühle und den Tisch. Heydrich brachte uns das bei. Es war ein alter norddeutscher Brauch.

Nach unserer Wannsee-Konferenz jedoch saßen wir friedlich zusammen, nicht nur bei Fachgesprächen, wir erlaubten uns auch eine Erholungspause nach so vielen anstrengenden Stunden.

Es trifft nicht zu, daß Reichsführer Himmler irgendetwas über die Ausrottung der Juden schriftlich anordnete. Glauben Sie, er hätte sich hingesetzt und geschrieben: "Mein lieber Eichmann, der Führer hat die physische Vernichtung aller Juden befohlen"? Tatsächlich hat Himmler in dieser Angelegenheit niemals eine Zeile niedergeschrieben. Ich weiß, daß er seine Anordnungen stets mündlich an Obergruppenführer Oswald Pohl gab, dem Leiter des Wirtschafts- und Verwaltungs-Hauptamts, das die Konzentrationslager betrieb. Ich selbst erhielt niemals einen derartigen Befehl.

Ich möchte aber noch einmal betonen, daß meine Abteilung nicht einen einzigen Vernichtungsbefehl gab. Wir waren nur für die Deportation zuständig. In jedem europäischen Land unter unserer Jurisdiktion war es die Aufgabe des "Beraters für Judenfragen" (dem Vertreter meiner Dienststelle), über die örtlichen Behörden unserem Ziel zuzustreben: Der Aufbringung der Juden und ihrer Zuführung zu den Transporten.

Ich hatte Hauptsturmführer Richter in Bukarest sitzen, Hauptsturmführer Wisliceny in Pressburg, Dannecker in Paris usw. Alle diese "Berater für Judenfragen" genossen höchsten

Respekt, denn jeder von ihnen war in Wahrheit der verlängerte Arm von Himmler persönlich. Obwohl ich selbst einen verhältnismäßig niedrigen Rang innehatte, war ich der einzige Abteilungsleiter der Gestapo mit eigenen Vertretern im Ausland. Wenn einer meiner Fachleute Schwierigkeiten mit einem örtlichen Befehlshaber hatte, veranlasste ich den Chef meines Büros, Gruppenführer Müller, die nötigen Befehle zu geben. Müller war gefürchteter als Reichsführer Himmler.

Ich arbeitete meine Fahrpläne für die Transporte sorgfältig zusammen mit dem Verkehrsministerium aus, und bald rollten die Züge. Aber die ganzen Jahre hindurch hatten wir eine Menge Schwierigkeiten. In Frankreich half uns die französische Polizei nur zögernd. Nach ihrer anfänglichen Begeisterung für das Projekt wurde die Regierung Laval selbst immer vorsichtiger. Italien und Belgien waren im grossen und ganzen Misserfolge. Und in Holland war der Kampf um die Juden besonders hart und bitter. Die Holländer machten einfach keinen Unterschied zwischen Holländern und Juden holländischer Staatsangehörigkeit. Jemand war entweder Holländer oder nicht, sagten sie. Dänemark bereitete die grössten Schwierigkeiten überhaupt. Der König intervenierte dort für die Juden, und die meisten entkamen.

Trotzdem brachten wir es nach manchen Kämpfen fertig, daß die Deportation lief. Züge voll Juden fuhren aus Frankreich und Holland ab. Nicht ohne Grund machte ich sovieler Reisen nach Paris und Den Haag. Mein Interesse richtete sich dabei lediglich auf die Anzahl der Transportzüge, die ich bereitstellen musste. Ob sie Bankdirektoren oder Geisteskranke waren - die Leute, die auf diese Züge verladen wurden, interessierten mich nicht. Sie gingen mich wirklich nichts an.

Allgemein fand ich, daß es umso weniger Schwierigkeiten mit den örtlichen Behörden gab, je weiter man nach Osten kam - mit Ausnahme der assimilierten Juden in Ungarn. Die Aktionen in Rumänien gingen reibungslos vonstatten. Hauptsturmführer Richter in Bukarest war ein guter Mann. In ihrem Eifer, gegen diese Parasiten vorzugehen, liquidierten die Rumänen erstaunlicherweise selbst Tausende und Abertausende ihrer Juden. Slowakische Beamte boten uns ihre Juden wie saures Bier an. Tiso, der katholische Priester, der dort an der Regierung war, war Antisemit.

Tisos Einstellung stand im Gegensatz zu der meinen. Ich bin kein Antisemit. Ich war lediglich politisch gegen die Juden, weil sie uns die Lebensluft raubten.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1941 sah ich einige der ersten Vorbereitungen zur Judenvernichtung. Obergruppenführer Heydrich befahl mir einen Besuch in Majdanek, einem polnischen Dorf in der Nähe von Lublin. Ein Hauptsturmführer zeigte mir dort, wie man es fertiggebracht hatte, luftdichte Kammern, als polnische Bauernhütten getarnt, zu errichten, sie hermetisch zu verschließen und dann die Auspuffgase eines russischen U-Boot-Motors hineinzuleiten. Ich erinnere mich daran sehr genau, weil ich nie geglaubt hätte, daß es etwas technisch möglich wäre.

Kurz darauf musste ich für Heydrich einen Befehl an Gruppenführer Odilo Globocnik, den SS-Kommandanten des Lubliner Bezirks, überbringen. Ich kann mich nicht erinnern, ob Heydrich mir den Text gab oder ob ich ihn selbst entwerfen musste. Es war der Befehl für Globocnik, mit der Liquidierung einer Viertel-million polnischer Juden zu beginnen.

Später in jenem Jahr war ich zum ersten Mal Zeuge von Judenexekutionen. Es war in Minsk, das damals gerade von den Deutschen besetzt worden war. Ich wurde von meinem unmittelbaren Vorgesetzten, Gruppenführer Müller, dorthin geschickt. Müller rührte sich nie von seinem Schreibtisch im Gestapo-Hauptquartier im ersten Stock des Gebäudes in der Prinz-Albrecht-Straße, aber er wußte alles, was in Europa vorging. Er sandte mich gern in seinem Namen umher. Ich war im Grunde Reisender für die Gestapo, genau wie ich einst Reisender für eine Ölfirma in Österreich gewesen war.

Müller hatte gehört, daß in der Nähe von Minsk Juden erschossen würden und wünschte einen Bericht darüber. Ich fuhr hin und zeigte dem örtlichen SS-Kommandanten meine Befehle. "Das trifft sich gut", sagte er. "Morgen kriegen 5000 von ihnen ihr Teil."

Als ich am nächsten Morgen hinausfuhr, war schon begonnen worden. So konnte ich nur den Schluss mit ansehen. Obwohl ich einen Ledermantel trug, der fast bis zu den Knöcheln reichte, war es sehr kalt. Ich sah zu, wie die letzte Gruppe Juden sich bis aufs Hemd entkleidete. Sie gingen die letzten hundert oder zweihundert Meter - sie wurden nicht getrieben -, dann sprangen sie in die Grube. Es war eindrucksvoll, wie sie alle ohne irgendwelchen Widerstand in die Grube sprangen. Dann knallten die Männer des Erschiessungskommandos mit ihren Gewehren und Maschinenpistolen in die Grube.

Warum blieb mir diese Szene so lange im Gedächtnis? Vielleicht, weil ich selbst Kinder hatte. Und es waren Kinder in dieser Grube. Ich sah, wie eine Frau ein Kind von ein, zwei Jahren bittend hochhielt. In diesem Moment wollte ich nichts

sagen als: "Schießt nicht, gebt das Kind her..." Dann wurde das Kind getroffen.

Ich stand so dicht, daß ich später Gehirnspritzer auf meinem langen Ledermantel fand. Mein Fahrer half, sie zu entfernen. Dann kehrten wir nach Berlin zurück.

Die Gestapofahrer führen mich nicht gerne, hauptsächlich, weil ich auf einer zwölfstündigen Fahrt selten mehr als zwanzig Worte sprach, beispielsweise auf der langen Strecke Berlin-Paris. Auf jener Rückfahrt von Minsk sprach ich kaum ein Wort. Ich dachte nach. Nicht, daß ich nach dem Anblick dieses bis dahin unvorstellbaren Vorgangs den Nationalsozialismus verachtete. Ich dachte über den Sinn des Lebens im allgemeinen nach.

Mit dem in Minsk Gesehenen vor Augen sagte ich, als ich mich bei Müller zurückmeldete: "Die Lösung, Gruppenführer, hatte eine politische sein sollen. Aber da der Führer jetzt eine physische Lösung befohlen hat, muß es natürlich so sein! Wir können aber solche Exekutionen wie in Minsk und, ich glaube, auch an anderen Orten nicht weiter durchführen. Zwangsläufig werden unsere Männer zu Sadisten erzogen. Wir können die Judenfrage nicht lösen, indem wir einer hilflosen Frau, die uns ihr Kind hält, eine Kugel durch den Kopf jagen."

Müller antwortete nicht. Er sah mich nur väterlich und wohlwollend an. Ich habe nie herausfinden können, was er wirklich dachte.

Später in diesem Winter sandte mich Müller in die Gegend von Litzmannstadt (Lodz) in Zentralpolen, um mir die Vergasung von Juden anzusehen. Ich muß betonen, daß die Vergasungen nicht auf seine Anordnung erfolgten. Aber Müller wollte auf jeden

Fall alles darüber wissen. Er war ein sehr gründlicher Beamter.

Nach meiner Ankunft in Litzmannstadt fuhr ich zu dem bezeichneten Platz hinaus, wo an tausend Juden gerade in Autobusse stiegen. Die Busse waren normale Modelle mit hohen Fenstern, die sämtlich geschlossen waren. Man erklärte mir, daß während der Fahrt das Kohlenoxyd aus dem Auspuff in das Businnere geleitet wurde. Es sollte die Insassen sofort töten.

Ein anwesender Arzt schlug mir vor, die Insassen eines der Busse durch ein Guckloch beim Fahrersitz zu beobachten. Ich lehnte ab. Ich konnte nicht zusehen. Es war das erste Mal, daß ich so etwas sah und hörte, und meine Knie gaben nach. Man hatte mir gesagt, daß die ganze Prozedur nur drei Minuten dauerte, daß die Busse aber ungefähr eine Viertelstunde in Fahrt blieben.

Wir erreichten unseren Zielort, und zum ersten Mal öffnete sich die Hölle vor meinen Augen. Der Bus, in dem ich fuhr, wendete und fuhr rückwärts an eine ungefähr zwei Meter tiefe Grube. Die Türen wurden geöffnet. Ein paar Polen, die da standen, sprangen in die Busse und warfen die Körper in die Grube. Ich war stark erschüttert von dem, was ich dann sah. Ein Pole sprang mit einer Zange in der Hand in die Grube. Er ging die Leichen durch und öffnete ihren Mund. Wenn er einen Goldzahn sah, zog er ihn aus und ließ ihn in einen mitgeführten kleinen Sack fallen.

Als ich mich in Berlin bei Müller zurückmeldete, warf er mir vor, daß ich die Dauer der Prozedur nicht mit der Stoppuhr festgehalten hatte. Ich sagte ihm: "Das kann nicht so weitergehen. So sollten wir die Sache nicht machen." Ich gestand

ihm, daß ich nicht fähig gewesen war, durch das Guckloch zu sehen. Auch diesmal verhielt sich Müller wie eine Sphinx. Er vergab mir, sozusagen, daß ich nicht durchgesehen hatte. Vielleicht klingt "vergeben" in diesem Zusammenhang eigenartig.

Die Hinrichtungen in Litzmannstadt und Minsk waren für mich ein tiefer Schock. Sicher hatte auch ich auf eine Lösung der Judenfrage hingearbeitet, aber nicht so. Freilich hatte ich zu der Zeit noch keine verbrannten Deutschen gesehen, Deutsche, im Tode wie Mumien geschrumpft. Ich hatte den Anblick der qualvollen, flehenden Augen des alten Ehepaares in einem Berliner Luftschutzkeller noch vor mir, das zerschmettert unter einem Balken lag und mich bat, sie zu erschießen. Ich brachte es nicht über mich, sie zu erschießen, aber ich befahl meinem Oberscharführer, es zu tun, wenn er könnte. Hätte ich damals die Schrecken gekannt, die später den Deutschen zugefügt wurden, wäre es für mich leichter gewesen, den Judenexekutionen zuzusehen. Ich bin im Herzen ein sensibler Mensch. Ich kann einfach andere nicht leiden sehen, ohne selbst zu erzittern.

Ich hatte nie direkt etwas mit den Gaskammern zu tun, die sich aus den anfänglichen Einrichtungen wie denen in Litzmannstadt entwickelten. Aber besucht habe ich Auschwitz wiederholt. Ein unangenehmer Geruch haftete ihm an. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht genau, wie die Vergasung vor sich ging. Ich habe niemals die ganze Prozedur mitangesehen. Sogar ein Mann wie der Auschwitz-Kommandant Höss beschrieb mir die Angelegenheit in ziemlich rosigen Farben.

Ich kannte Höss gut. Er tat in Auschwitz seine Pflicht, wie es jeder andere Mann getan hätte. Höss erzählte mir einmal, daß

Reichsführer Himmler nach einer Besichtigung des ganzen Liquidierungsprozesses erklärt habe, dies sei ein blutiger Kampf, den unsere kommenden Generationen nicht mehr zu kämpfen haben würden. Ich schätzte Höss als hervorragenden Kameraden und anständigen Kerl. Er war ein treuer Familienvater und besaß das Eisernes Kreuz aus dem ersten Weltkrieg.

Nach dem Kriege las ich, daß zweieinhalb Millionen Juden unter Höss' Kommando liquidiert worden seien. Ich halte diese Zahl für unglaubwürdig. Die Kapazität des Lagers spricht dagegen. Viele der dort inhaftierten Juden wurden Arbeitskommandos zugeteilt und überlebten. Nach dem Kriege tauchten Auschwitzer auf wie Pilze nach dem Regen. Hunderttausende von ihnen erfreuen sich heute bester Gesundheit.

Neben den Vernichtungslagern hielten wir das Ghetto-System weiter aufrecht. Ich kann nicht sagen, ich hätte es erfunden. Das wäre ein zu hoher Anspruch. Die Väter des Ghetto-Systems waren die orthodoxen Juden, die für sich bleiben wollten. Im Jahre 1939, als wir in Polen einmarschierten, fanden wir bereits Ghettos, von Juden gegründet und unterhalten, vor. Wir brachten nur Ordnung hinein, schlossen sie mit Mauern und Stacheldraht ab und siedelten noch mehr Juden an, als schon darin lebten.

Die assimilierten Juden waren natürlich sehr unglücklich über die Übersiedlung in ein Ghetto. Aber die Orthodoxen waren damit ganz einverstanden, ebenso wie die Zionisten. Die letzteren sahen darin eine wunderbare Gelegenheit, die Juden an ein Gemeinschaftsleben zu gewöhnen. Dr. Epstein aus Berlin sagte mir einmal, das Judentum sei dankbar für die Chance, in dem Ghetto, das ich in Theresienstadt, 65 Kilometer von Prag, eingerichtet hatte, das Gemeinschaftsleben zu erlernen. Er sagte, es gäbe

eine ausgezeichnete Schule für die Zukunft in Israel ab. Die assimilierten Juden fanden das Leben im Ghetto entwürdigend, und Nichtjuden mögen ein unerfreuliches Element von Zwang darin gesehen haben. Aber grundsätzlich fühlen sich die meisten Juden im Ghettoleben, das ihren besonderen Sinn für Einheit anspricht, wohl und glücklich.

Der Aufstand im Warschauer Ghetto im Jahre 1943 lehrte uns jedoch eine bittere Lektion hinsichtlich der Zusammenfassung einer zu grossen Zahl von Menschen in solchen Sperrbezirken. Kurz nach dem Aufstand erhielt ich in meinem Büro ein Fotoalbum mit Begleitschrieben von Reichsführer Himmler. Das Album zeigte die Phasen dieses Kampfes, dessen Härte selbst die eingesetzten deutschen Einheiten überraschte. Ich erinnere mich noch heute, dass wir in SS und Wehrmacht bei der Niederschlagung des Aufstandes unverhältnismässig hohe Verluste erlitten. Beim Anblick dieser Bilder konnte ich nicht glauben, daß Menschen in einem Ghetto so kämpfen konnten.

Während dieses großen Blutbades in Warschau erging an die deutschen Besatzungsbehörden Befehl, das Land rücksichtslos durchzukämmen. Das geschah so rigoros, daß es nach einer Weile überhaupt keine Judenfrage mehr in Polen gab.

Andernorts, sogar im Reich selbst, hatte der Warschauer Ghetto-Aufstand die Auswirkung, daß gegen die noch in Fabriken zu Zwangsarbeit eingesetzten Juden scharfe Maßnahmen ergriffen wurden. Nicht umsonst setzte Himmler sein ganzes Gewicht hinter diese Härte. Bis dahin hatten die Direktoren der großen deutschen Werke, sogar Göring selbst als Verantwortlicher für den Vierjahresplan, zugunsten der Juden unterwenig, um sie als Arbeitskräfte zu behalten. Jetzt sagten

wir von der Gestapo einfach: "Gut, dann übernehmt die Verantwortung dafür, daß es nicht zu einem Aufstand wie im Warschauer Ghetto kommt." Daraufhin verließ sie die Lust zu Interventionen.

Der Warschauer Ghetto-Aufstand hatte eine ebenso starke Wirkung auf die Behörden der anderen besetzten Länder. Jede nationale Führung war eifrig bestrebt, Unruheherde zu entfernen. Meine Mitarbeiter hatten jetzt in den ihnen zugewiesenen Ländern das denkbar beste Entree. Wir konnten das Warschauer Beispiel wie ein Handelsreisender benutzen - und taten das auch -, der eine Ware leichter verkauft, weil er einen besonders wirksamen Werbeartikel vorführen kann.

Auf Ungarn richteten wir unser besonderes Augenmerk. Die ungarischen Juden hatten den Krieg bisher verhältnismäßig unberührt von strengen Maßnahmen überstanden. Jetzt machte Himmler deutlich, daß er Ungarn mit äußerster Gründlichkeit durchgekämmt sehen wollte, bevor die Juden dort über unsere Pläne klarsehen und sich zum Partisanen-Widerstand organisieren konnten. Aus diesem Grunde bestimmte er mich dazu, den Marsch nach Ungarn persönlich anzuführen.

Am 19. März 1944 vor Sonnenaufgang führte ich auf diesen Befehl Reichsführer Himmlers zu einer Säuberung der ungarischen Juden einen SS-Konvoy aus dem Konzentrationslager Mauthausen gegen Budapest. Meine Männer waren für den Fall, daß die Ungarn Widerstand leisten sollten, feldmarschmäßig ausgerüstet. Unterwegs gab es verschiedene Male Fliegeralarm. Plötzlich hielt die Vorhut. Die Marschkolonne stoppte. Vermutlich auf einen Hinweis eines meiner Mitarbeiter versammelten sich die Einheitsführer um meinen LKW und brachten mit dem für den Marsch ausgegebenen Rum einen Toast auf mich aus. Es war mein 38. Geburtstag, mein siebenter als SS-Führer.

An einem Sonntagmorgen überschritten wir in strahlendem Sonnenschein die ungarische Grenze. Statt mit Gewehrfeuer oder feindseligen Äußerungen wurden wir von den Dorfbewohnern mit Hochrufen begrüßt und mit Weißbrot und Wein bewirtet. Wir legten daraufhin unsere Handfeuerwaffen beiseite, denn es war offensichtlich, daß es keinen Widerstand geben würde. Am gleichen Nachmittag rollten wir nach Budapest hinein, und ich richtete sofort in einer Ecke meines Schlafzimmers in einem der großen Hotels ein kleines Büro ein.

Ich arbeitete fast die ganze Nacht. Ich ließ Anordnungen hinausgehen, die die jüdischen politischen Vertreter auf den nächsten Tag zu den ersten Besprechungen bestellten. Ich hatte bereits Befehl gegeben, diese jüdischen Vertreter im voraus zusammenzuholen. Da ich mit ihnen arbeiten wollte, wollte ich sichergehen, daß ihnen nicht infolge rechteradikaler Hysterie etwas geschah.

Meine grundlegenden Befehle für Ungarn lauteten, alle Juden in kürzestmöglicher Zeit aus dem Lande zu schaffen. Nach langen Jahren der Schreibtischarbeit begegnete ich nun der rauen Realität am Einsatzort. Wie Müller es ausgedrückt hatte, hatte man mich, den "Meister" selbst, entsandt, um sicherzustellen, daß die Juden nicht wie im Warschauer Ghetto revoltierten. Ich gebrauche das Wort "Meister" in Anführung, weil die anderen es auf mich anwandten. Ich selbst benutzte es zu Anfang nicht.

Aber da sie nun den "Meister" geschickt hatten, wollte ich wie ein Meister handeln. Ich beschloß zu demonstrieren, wie gut eine Arbeit geleistet werden kann, wenn der Befehlshaber hundertprozentig dahintersteht. Indem ich die Juden

in einer Blitzaktion abtransportierte, wollte ich ein Beispiel für künftige Operationen andernorts setzen.

Wie schon gesagt, gelang uns in Ungarn die Bearbeitung von ungefähr einer halben Million Juden. Ich wußte früher die genaue Zahl derer, die wir nach Auschwitz verschickten, kann sie aber heute nur auf ungefähr 350 000 im Laufe von etwa vier Monaten schätzen. Aber im Gegensatz zur Legende wurde die Mehrzahl der Deportierten keineswegs vergast, sondern zur Arbeit in die Munitionsfabriken geschickt. Das ist der Grund, warum tausende von Juden heute fröhlich am Leben sind, die in den statistischen Berechnungen der "Liquidierten" enthalten sind. Neben denen, die wir nach Auschwitz schickten, gab es tausende und abertausende, die flohen - einige heimlich, andere mit unserem Einverständnis. Es war ein Kinderspiel für einen Juden, in relative Sicherheit in Rumänien zu gelangen, wenn er die paar Pengö für das Eisenbahnbillett oder eine Autofahrt an die Grenze aufbringen konnte. Auch waren noch 200 000 Juden in einem großen Ghetto übrig, als die Russen eintrafen, und tausende andere warteten auf eine illegale Auswanderung nach Palästina oder verbargen sich einfach vor der ungarischen Gendarmerie.

Es ergibt sich daher klar aus der Statistik, daß unser Kampf nicht mit Messern, Pistolen, Karabinern oder Giftgas geführt wurde. Wir arbeiteten zur Erreichung unseres Ziels mit geistigen Methoden. Man möge diese Unterscheidung klar vor Augen behalten, denn physische Liquidierung ist eine vulgäre, rohe Methode.

Bald nach unserer Ankunft in Budapest kam ich mit einem gewissen Dr. Lászlo Endre zusammen, damals Budapestischer Kreisbeamter, der darauf brannte, Ungarn von der jüdischen

"Pest", wie er sich ausdrückte, zu befreien. Eines Abends arrangierte er für mich und meinen Mitarbeiter, Hauptsturmführer Dieter Wisliceny, ein kleines Essen. Noch zwei oder drei ungarische Beamte waren anwesend sowie eine livrierte Ordonnanz an Dr. Endres Seite. An diesem Abend wurde das Schicksal der Juden in Ungarn besiegelt.

Als ich Dr. Endre näher kennenlernte, bemerkte ich seine Energie und seinen brennenden Wunsch, seinem ungarischen Vaterland zu dienen. Er legte dar, daß er in seiner gegenwärtigen Position nicht in der Lage wäre, positiv für die Lösung der Judenfrage zu arbeiten. Daher schlug ich Brigadeführer Winkelmann, dem ranghöchsten SS-Führer in Ungarn, vor, Dr. Endre ins Innenministerium versetzen zu lassen. Die Versetzung nahm mehrere Wochen in Anspruch, während derer ich mit verschiedenen jüdischen Vertretern konferierte und das jüdische Leben in Ungarn studierte. Dann wurde Dr. Endre eines Tages zweiter Staatssekretär im Innenministerium, und ein gewisser Lászlo Baky wurde erster Staatssekretär.

Durch die Jahre hatte die Praxis mich gelehrt, den richtigen Angelhaken für jeden Fisch zu finden, und jetzt konnte ich mir das Unternehmen leicht machen. Es war mir klar, daß ich als Deutscher nicht die Auslieferung der Juden von Ungarn fordern konnte. Damit hatten wir in Dänemark zu viele Schwierigkeiten gehabt. So überließ ich die ganze Angelegenheit den ungarischen Behörden. Dr. Endre, der einer der besten Freunde meines Lebens wurde, gab die nötigen Anordnungen heraus, und Baky und seine ungarische Gendarmerie führten sie aus. Wenn die beiden Staatssekretäre

ihre Anordnungen gaben, hatte der Innenminister sie zu unterschreiben. Und so war es kein Wunder, daß die ersten Transportzüge bald in Richtung Auschwitz rollten.

Die ungarische Polizei brachte die Juden auf, sammelte sie und ver lud sie auf die Züge - unter dem direkten Kommando von Gendarmerie-Oberstleutnant Lászlo Ferenczy, der aus einer alten Gutsbesitzerfamilie stammte. Wenn ich einen Moment abschweifen darf - ich erinnere mich, daß er mich einmal auf seinen Landsitz ein lud, wo wir einen kleinen ungarischen Imbiß aus Speck und Zwiebelscheiben, auf Spieße gesteckt und über dem Feuer geröstet einnahmen. Dazu tranken wir Wein aus den Weinbergen des Oberstleutnants. Wie ich inzwischen gelesen habe, wurde er nach 1945 gehängt.

Ich sah niemals zu, wie die Juden auf die Züge verladen wurden. Das war eine unbedeutende Sache, für die ich keine Zeit hatte. Da diese Arbeit unter der Verantwortung der Gendarmerie stand, hätte schon mein Zusehen einen Eingriff in die internen Angelegenheiten Ungarns bedeutet. Schließlich war die ungarische Regierung noch immer eine souveräne Macht, wenn sie auch gewisse Abkommen mit dem Reich geschlossen hatte.

Himmlers Instruktionen für mich lauteten, zuerst alle Juden aus Ostungarn herauszukämmen. Die beiden Staatssekretäre gaben der ungarischen Polizei die entsprechenden Befehle. Ich hatte auch Anweisung, fast alle Transporte zur Bahnstation Auschwitz zu leiten und befahl Hauptsturmführer Noyak, einen Fahrplan auszuarbeiten und die nötigen Züge vom Reichs-Verkehrsministerium zu besorgen. Jedem Zug gab ich ein Kommando Orpos - uniformierte deutsche Polizisten - bei, von denen mir mehrere hundert unterstellt waren.

Grundsätzlich war meinen Männern befohlen, jede unnötige Härte zu vermeiden. Dieses Grundprinzip wurde auch von den ungarischen Beamten akzeptiert. In der Praxis mögen sie es nicht hundertprozentig eingehalten haben. Aber das interessierte mich nicht und konnte mich nicht interessieren, weil es außerhalb meiner Verantwortung lag.

Es gab allerdings Einzelfälle, in denen meine Männer von der Unmenschlichkeit der ungarischen Polizei schockiert waren. Wisliceny berichtete mir, daß die Gendarmen die Juden wie Schlachtvieh in die Wagen trieben, nicht überall, aber in einigen Gegenden. Mehrmals mahnte ich die ungarische Regierung schriftlich - nichts wurde in meiner Dienststelle mündlich erledigt -, daß wir nicht einzelne Juden bestrafen wollten. Wir wollten im Sinne einer politischen Lösung arbeiten.

Trotzdem machten sich hier und da sogar unsere eigenen Einheiten der Rohheit schuldig. Ich sah einmal einen SS-Mann einen schwächigen alten Juden mit einem Gummiknüppel über den Kopf schlagen. Ich sprach ihn an, meldete ihn seinem Kommandeur und verlangte seine Bestrafung und Degradierung. Himmler würde derartiges nicht dulden. Das war Sadismus.

Ich möchte hier anfügen, daß die Deportation von Millionen Deutschen aus Osteuropa nach Deutschland durch die Alliierten nach dem Kriege nicht in der gleichen Weise wie bei uns - mit preussischer Korrektheit hinsichtlich der Verproviantierung und der Transportmittel - erfolgte. Obwohl wir die größten Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Züge hatten, wurden die Juden immer in gedeckten, nicht in offenen Wagen und auf dem schnellsten Wege transportiert.

In Ungarn kam es manchmal vor, daß es zuwenig Abortkübel, zuwenig oder gar kein Trinkwasser in den Zügen gab, oder daß die Verproviantierung schlecht war oder während des Verladens gestohlen wurde. Die Gendarmen überluden zuweilen die Wagen, um die Abgangslager so schnell wie möglich zu leeren. Man kann sich vorstellen, wie es zuging, wenn die Ungarn rigoros befahlen: "Alles hinein, hinein, hinein. Nach 240 Kilometern kommt die Grenze, und dann Deutschland. Sollen die Deutschen die Sache zu Ende führen."

Am Reichsgebiet, wo wir volle Macht hatten, lagen die Dinge anders. Der Unterscharführer der Begleitmannschaft konnte beispielsweise den Zug halten lassen, bis frisches Wasser besorgt und die Kübel geleert und gereinigt waren, sei es auch nur, um Epidemien zu vermeiden. Schließlich sollten wir das Material arbeitsfähig, nicht krank und erschöpft zum Konzentrationslager bringen.

Trotz aller unserer Bemühungen beschwerte sich Kommandant Höss in Auschwitz oft über den Zustand der aus Ungarn eintreffenden Juden. Das beweist, daß Auschwitz nicht in erster Linie ein Todeslager war. Hätte Höss die Juden einfach in die Verbrennungsöfen geschickt, wäre ihm das gleichgültig gewesen. Er hätte sich nicht bei Obergruppenführer Pohl, seinem Chef, beschwert, wenn ein paar Leichen in den Wagen lagen, weil man den Juden zu wenig zu essen oder trinken gegeben hatte. Und Pohl hätte mich sicher nicht zu sich bestellt und mir die Klagen in ziemlich grober Form zur Kenntnis gegeben. Natürlich erwiderte ich, daß ich nicht wirklich verantwortlich war, weil die ungarische Regierung die Einzelheiten der Verladung besorgt hatte.

Die Transportzüge rollten nach Auschwitz und brachten manchmal bis zu 10 000 Einheiten täglich, und das Lagerpersonal mußte Tag und Nacht arbeiten. Ich stand in enger, kameradschaftlicher Beziehung zu Höss, und er sagte mir, er könnte nicht verstehen, daß ich auf ihn und seine Leute überhaupt keine Rücksicht nehme. Aber wie konnte ich das? Ich war ebenso auf mein Fachgebiet beschränkt wie er auf das seine. Trotzdem besuchte ich ihn gern. Er wohnte mit seiner Frau und seinen Kindern in einem Fünf-Zimmer-Haus im Lagerbereich. Es war eine gemütliche Wohnung, sauber und einfach und im SS-Stil in rohem Holz eingerichtet.

Ich erinnere mich deutlich des ersten Mals, als er mich durch das Lager führte. Er zeigte mir alles, und zum Schluß führte er mich an eine Grabstelle, in der die vergasteten Juden auf einem starken Eisenrost gestapelt lagen. Höss' Leute gossen eine brennbare Flüssigkeit darüber und zündeten sie an. Das Fleisch schmort. Der Anblick beeindruckte mich so stark, daß ich noch heute, nach einem Dutzend Jahren, den Leichenberg vor mir sehe.

Höss mag Ekel auf meinem Gesicht gelesen haben, aber ich sagte ernst zu ihm: "Wenn ich Ihre Leichen hier sehe, dann denke ich an die verkohlten Deutschen in den Berliner Luftschutzbunkern."

Sobald die Deportationen nach Auschwitz glatt liefen, wandte ich meine Aufmerksamkeit Verhandlungen mit den jüdischen politischen und Gemeinde-Vertretern in Budapest zu. Damit strebte ich das zweite Grundziel Reichführer Himmlers an: Nach Möglichkeit die Freilassung einer Million Juden zu arrangieren - im Austausch gegen 10 000 winterfeste Lastwagen mit Anhängern, die an der Ostfront gegen die Russen eingesetzt werden sollten.

Nur Heinrich Himmler konnte die Liquidationsmaschine abstellen. Es war im Jahre 1944, dem Jahr des Mordversuchs an Hitler und der Übernahme des Oberbefehls über das Ersatzheer durch Himmler, daß er mich bevollmächtigte, ein Tauschgeschäft vorzuschlagen: Eine Million Juden gegen 10 000 winterfeste Lastwagen mit Anhängern. Die jüdische Weltorganisation konnte selber entscheiden, welche Juden sie auswählen wollte. Wir verlangten nur, daß sie uns 10 000 Lkws beschafften. Dank Himmlers Anweisung konnte ich ihnen ehrenwörtlich versichern, daß diese Lastwagen nur an der Ostfront eingesetzt werden würden. Wie ich damals sagte: "Wenn die 10 000 winterfesten Lkws mit Anhängern hier sind, wird die Liquidationsmaschine in Auschwitz gestoppt."

Himmlers Anordnung gemäß konzentrierte ich mich jetzt auf Verhandlungen mit den jüdischen politischen Vertretern in Budapest. Ein Mann ragte unter ihnen hervor, Dr. Rudolph Kastner, bevollmächtigter Vertreter der Zionistischen Bewegung. Dieser Dr. Kastner war ein junger Mann ungefähr meines Alters, ein eiskalter Rechtsanwalt und fanatischer Zionist. Er sagte zu, die Juden vom Widerstand gegen die Deportation abzuhalten - und sogar in den Sammellagern für Ordnung zu sorgen -, wenn ich die Augen zudrückte und ein paar hundert oder ein paar tausend junger Juden illegal nach Palästina auswandern ließe. Das war ein gutes Geschäft. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung in den Lagern war mir der Preis von 15 000 bis 20 000 Juden - am Ende mögen es noch mehr gewesen sein - nicht zu hoch.

Vielleicht mit Ausnahme der ersten paar Sitzungen kam Kastner nie in Furcht vor dem starken Mann der Gestapo zu mir. Wir verhandelten völlig als Gleichgestellte. Das wird oft vergessen. Wir waren politische Kontrahenten, die ein Übereinkommen suchten, und wir vertrauten einander vollkommen. Wenn er bei mir war, rauchte Kastner Zigaretten, als wäre er in einem Café. Während unserer Gespräche rauchte er eine aromatische Zigarette nach der anderen. Er entnahm sie einem silbernen Etui und zündete sie mit einem kleinen silbernen Feuerzeug an. Mit seinem großen Schliff und seiner Zurückhaltung hätte er selber einen idealen Gestapo-Führer abgegeben.

Dr. Kastners Hauptsorge war, einer ausgewählten Gruppe ungarischer Juden die Auswanderung nach Israel zu ermöglichen. Aber die Pfeilkreuzler, die ungarischen Faschisten, waren stark und halsstarrig geworden. Ihre Vertreter erlaubten keine Ausnahme von den Massendeportationen. Deshalb wandten sich die jüdischen Vertreter an die deutschen Besatzungsbehörden. Sie hatten erkannt, daß wir Fachleute waren, die die jüdischen Angelegenheiten in Jahren der Praxis kennengelernt hatten.

Tatsächlich existierte eine starke Ähnlichkeit zwischen unserer Haltung in der SS und dem Standpunkt dieser äußerst idealistischen Zionistenführer, die ihren vielleicht letzten Kampf ausfochten. Wie ich Kastner sagte: "Auch wir sind Idealisten, und auch wir mußten Blutopfer bringen, bevor wir an die Macht kamen."

Ich glaube, Kastner würde tausend oder auch hunderttausend seiner Stammesgenossen geopfert haben, um sein politisches Ziel zu erreichen. Er war nicht an alten oder der ungarischen Gesellschaft assimilierten Juden interessiert. Aber er war unglaublich hartnäckig in seinen Bemühungen, biologisch wertvolles

jüdisches Blut zu retten, das heißt Menschenmaterial, das fähig zu Fortpflanzung und harter Arbeit war. "Sie können die anderen haben," pflegte er zu sagen, "aber lassen Sie mir diese Gruppe hier." Und da Kastner uns dadurch, daß er die Ordnung in den Deportationslagern aufrecht erhalten half, einen großen Dienst leistete, ließ ich seine Gruppen entkommen. Ich war schließlich an kleinen Gruppen von tausend Juden oder ähnlich nicht interessiert.

Zu gleicher Zeit verhandelte Kastner mit einem anderen SS-Führer, einem Standartenführer Kurt Becher. Becher tauschte auf direkten Befehl Himmlers Juden gegen Devisen und Waren. Er war ein gewitzter Geschäftsmann, der ursprünglich nach Ungarn gekommen war, um ein von der SS gewünschtes Gestüt sicherzustellen. Bald hatte er sich in die Geschäfte mit den Juden hineingedrängt. In gewisser Weise war Reichsführer Himmler in Bechers Hand: Becher zeigte mir einmal eine goldene Halskette, die er unserem Chef brachte, ein Geschenk für eine kleine Frau, von der Himmler ein Kind hatte. Es gab noch andere deutsche und ungarische Stellen, die Kastner im Austausch gegen Juden um Devisen angingen, ich aber hielt mich von den Geldgeschäften fern und überließ den Warenaustausch Becher.

Eine von Becher befehligte Truppe bewachte eine besondere Gruppe von 700 Juden, die Kastner aus einer Liste erbeten hatte. Es waren meist junge Leute, obwohl auch Kastners ganze Familie dabei war. Es war mir gleichgültig, ob Kastner seine Verwandten mitnahm. Er mochte sie bringen, wohin er wollte.

Der Großteil der illegalen Auswanderungen wurde auf folgende Weise arrangiert: Eine Gruppe besonders ausgewählter Juden wurde in Verwahrung genommen und an einen von Kastner und seinen Leuten bezeichneten Ort gebracht, wo eine SS-Wache sie vor Unbill

schützte. Nachdem die jüdischen politischen Organisationen den Transport aus dem Lande arrangiert hatten, instruierte ich die Grenzposten, sie ungehindert passieren zu lassen. Im allgemeinen reisten sie nachts. So sah das "Gentleman's Agreement" zwischen Kastner und mir aus.

Nach der Ausreise aus Ungarn konnten die Juden durch neutrale Länder weiterreisen oder sich, meist in Rumänien, verborgen halten, bis die erforderlichen Dampfer eintrafen, um sie aufzunehmen. Hatten sie Israel erreicht, so warteten die Schiffe vor der Küste, bis ein paar mutige Juden den Passagieren entgegen den Befehlen der britischen Mandatsbehörden bei der Landung halfen. Da die Flüchtlinge keine gültigen Papiere besaßen, müssen die jüdischen Organisationen enorme Summen ausgegeben haben, um rumänische Beamte, die so etwas nicht umsonst taten, zu bestechen. All das ging mit Himmlers Genehmigung vorstatten. Ich würde niemals eigenmächtige Schritte gewagt haben. Wenn ich strengen Gehorsam von meinen eigenen Untergebenen verlangte, mußte ich in der Ausführung der Befehle meiner Vorgesetzten genauso streng sein. Andernfalls wäre ich ein schlechter SS-Führer gewesen, und ich glaube, daß ich ein guter war.

Unter dem gleichen Vorzeichen war mein Verhältnis zu Dr. Kastner peinlich korrekt. Nie sah er mich oder meine Untergebenen auch nur ein einziges Glas Wein oder Schnaps trinken, und ganz gewiß gab es niemals irgendwelche Trinkgelage mit Juden. Wäre etwas dergartiges vorgekommen, so hätte ich davon gehört und hätte die Schuldigen genauso bestraft wie meinen Fahrer, der einmal einen Toilettendeckel aus meiner Dienststelle abmontierte, weil er einen neuen für sein möbliertes Zimmer brauchte. Er wurde aus der SS ausgestoßen. Als der

gleiche Mann einmal am Steuer meines Wagens einschloß, ließ ich ihn die ganze Strecke von Dresden nach Berlin zu Fuß marschieren. So hätte ich auch gegen jeden meiner Leute gehandelt, der sich zusammen mit einem Juden betrunken oder auch nur ein Glas mit ihm getrunken hätte.

Meine sämtlichen eigenen Abkommen mit den jüdischen Vertretern waren mehr oder weniger Neben-Transaktionen zu dem Austausch der Million Juden gegen 10 000 winterfeste Lastwagen mit Anhängern. Becher und ich wurden zweimal zu Besprechungen darüber zu Himmler nach Berlin befohlen. Ob Himmler selber die exakten Bedingungen des Austauschs niederlegte oder das mir überließ, kann ich nicht mehr sagen. Wenn ich zurückdenke, glaube ich mich aber zu entsinnen, daß Himmler wohl den Austausch "in angemessenem Zahlenverhältnis" genehmigte und daß ich die Zahl auf 10 000 zu einer Million festsetzte, weil ich Idealist war und soviel wie möglich für das Reich erreichen wollte.

Es war klar, daß ich mangels ausreichender Anzahl niemals eine Million Juden aus Ungarn hätte herausholen können. Aber es war offensichtlich, daß in Auschwitz und den anderen Konzentrationslagern Juden zuhauf vorhanden waren. Deshalb setzte ich voraus, daß wir mit Leichtigkeit eine Million Juden zusammenbringen könnten - Juden aus Ungarn, ergänzt durch Juden aus Deutschland, aus Österreich, von überall, woher sie sie haben wollten. Es würde eine Tragödie sein, wenn die internationale jüdische Gemeinschaft nicht imstande oder willens wäre, sie aufzunehmen.

Ich erinnere mich jedenfalls, wie mir Himmler speziell sagte: "Eichmann, motorisieren Sie die 8. und 22. SS-Kavallerie-

Division." Das illustrierte das besondere Anliegen Himmlers - der bald die Reservearmee übernehmen würde - hinsichtlich dieser Lkws. Sie waren weit wichtiger als das Leben einzelner Juden. Was kümmerte ihn eine Million Juden? Seine Sorge waren seine Divisionen. Offensichtlich wollte er diese beiden Divisionen nicht einfach motorisieren, sondern sie als eine Art schnell beweglicher Einsatztruppe ausrüsten. Das war der Grund, warum er Obergruppenführer Oswald Pohl, der für die Konzentrationslager zuständig war, den Befehl gab, keine Juden mehr zu töten - sie mehr oder weniger aufzusparen.

Nach Erhalt dieser Vollmacht Himmlers ließ ich durch meinen Mitarbeiter Krumej Joel Brand zu mir bringen, einen ungarischen Juden, den wir dazu ausgewählt hatten, nach Palästina zu reisen und den jüdischen Führern einen Vorschlag zu überbringen. Brand reiste kurz vor der Getreideernte ab - als Junge vom Land erinnere ich mich des Zeitpunkts gut. Krumej brachte ihn nach Wien, ließ ihn mit den nötigen Papieren ausstatten und sandte ihn per Flugzeug nach Istanbul, weil die Türkei noch neutral war. Als er bis Syrien gekommen war, wurde er von den Engländern festgenommen, verhört und in Kairo inhaftiert. Die jüdischen Führer akzeptierten unseren Vorschlag nie.

Ich wußte damals, daß Brand von den Engländern festgehalten wurde, denn Kastner erstattete mir laufend Bericht. Ich hatte jedoch, als ich Brand aus dem Lande ließ, dafür gesorgt, daß seine Familie in Budapest blieb, um eine Garantie für seine Rückkehr zu haben. Als dann die Wochen verstrichen, sagte ich Kastner: "Kastner, Sie wissen, was wir abgemacht haben. Brands Familie bleibt hier, weil er wiederkommen muß.

Warum kommt er nicht zurück?" Auf diese Weise benutzte ich zum ersten Mal wirklich die Familie als Druckmittel, aber ich setzte es nie in die Praxis um, weil Kastners Berichte noch immer einige Hoffnung ließen. Ich unternahm keinerlei Schritte, Brands Familie an einer illegalen Auswanderung zu hindern. Hätten sie das getan, ich hätte es nie erfahren.

Unterdessen mußten die Deportationen trotz des schwebenden Geschäfts weitergehen. Aber die²Juden wurden in gewissem Maße "auf Eis gelegt", in einem Lager festgehalten, bereit, jederzeit in Marsch gesetzt zu werden. Angenommen, Brand wäre zurückgekommen und hätte mir gesagt: "Herr Obersturmbannführer, die Sache ist abgemacht. Fünf- oder zehntausend Lastwagen sind unterwegs. Geben Sie mir eine halbe oder eine Million Juden. Sie haben mir zugesagt, daß Sie im Falle eines positiven Bescheids hunderttausend Juden als Anzahlung in ein neutrales Land schaffen würden." Dann wäre es ein leichtes gewesen, die Juden abzutransportieren.

Wäre das Geschäft erfolgreich verlaufen, so hätte ich, wie ich glaube, die ersten 20 000 Juden innerhalb zweier Tage über Rumänien nach Palästina oder sogar über Frankreich nach Spanien verschicken können. Wenn es irgendeine Verzögerung gegeben hätte, wäre sie von Seiten der Empfänger gekommen. Die nüchterne Tatsache ist, daß es keinen Ort auf Erden gab, der bereit gewesen wäre, die Juden aufzunehmen, nicht einmal diese eine Million.

Wir standen in einem herzlichen, kameradschaftlichen Verhältnis zur ungarischen Geheimpolizei, bis sie erfuhren, daß wir hinter ihrem Rücken Juden emigrieren ließen. Daraufhin

reagierten die Herren heftig. Sie weigerten sich, uns aufzusuchen oder sich mit uns zu beraten, und es wurde meine Aufgabe, die Wogen zu glätten. Glücklicherweise hatte ich eine warme Freundschaft mit Dr. Lászlo Endre, dem zweiten Staatssekretär des Innenministeriums, geschlossen. Ich hatte ihm sogar meine eigene Maschinenpistole zum Geschenk gemacht (natürlich mit Genehmigung meiner Vorgesetzten). Uns beiden gelang es, die guten Beziehungen wiederherzustellen, und ich verbrachte sogar ein paar Wochen auf Dr. Endres Landsitz. Zu dieser Zeit war ich praktisch arbeitslos, weil es uns an weiteren Menschen zur Deportation fehlte.

Unterdessen wurden, während die Russen näherkamen und die ersten Anzeichen des kommenden Chaos sichtbar wurden, die Transporte aufgehalten. Eine Reihe alliierter Luftangriffe hatte die Eisenbahnstrecke Budapest-Wien zerstört, so daß eine Zeitlang keine Züge verkehren konnten. Das machte Dr. Endre ungeduldig. Er wollte mit der Lösung der Judenfrage vorankommen. Deshalb beschloß ich, unseren Gegnern eine Lektion zu erteilen, ihnen zu bedeuten: "Schaut her, es nutzt euch nichts, unsere Eisenbahnen zu zerbomben, denn eure Verbündeten, die Juden, haben die Konsequenzen zu tragen." Ich schlug einen Gewaltmarsch der Juden zur Reichsgrenze vor. Obergruppenführer Ernst Kaltenbrunner, der neue Chef der Sicherheitspolizei und des SD, erteilte die entsprechenden Befehle.

Wie sich ergab, kostete der Marsch mehr Mühe, als wenn ich 100, nein, 500 Züge nach Auschwitz gesandt hätte. Ungarn war das Fenster, durch das das Reich für die neutralen Länder sichtbar war, und wir Deutsche mußten entsprechend das Gesicht wahren. "Ihr habt unsere Transportwege zerschlagen, aber

wir machen auf die glatteste Weise weiter" - das war der Gedanke hinter dem Treck. Die Zahl der Marschierenden war so unwichtig, daß ich sie vergessen habe. Auf jeden Fall lag sie unter 20 000.

Nach unserem Plan sollten die Juden zur Grenze im Burgenland, ungefähr 180 Kilometer entfernt, marschieren. Jeden Tag begab sich eine Einheit von 2 000 Juden auf den Marsch, und in zehn oder zwölf Tagen mußten die ersten Marschierenden die Grenze erreicht haben. Es wurde alles nur Mögliche getan, um den Marsch hygienisch und sicher zu gestalten. Ich fuhr die Route einmal selber ab und sah auf der ganzen Strecke nur zwei Leichen. Es waren alte Leute. Es ist klar, daß - wie man sagt - wo gehobelt wird, Späne fallen. Der gesamte natürliche Ausfall auf dem Treck betrug jedoch nur ein Prozent. Als die Gruppen an der Grenze eintrafen, mußten sie deutschen Frauen, Kindern und alten Leuten beim Ausheben von Panzerfallen zur Reichsverteidigung helfen.

Als der Marsch beendet war, gratulierte mir Dr. Endre zu der glänzenden Abwicklung des Unternehmens, und ich muß gestehen, daß wir zur Feier einen Schluck tranken, eine Art Schnaps, der "Stutenmilch" hieß und den ich nie zuvor getrunken hatte. Er war hervorragend.

Mit dem Näherrücken des russischen Vormarschs wurden die Verhältnisse in Ungarn immer chaotischer. In Budapest war die Lage gespannt. Mein alter Freund und Kamerad, Brigadeführer August Zehender, Kommandeur der 22. SS-Kavallerie-Division, die wir zu motorisieren gehofft hatten, verteidigte Budapest gegen die anrückenden Russen. Dann ging seiner Artillerie die Munition aus. Zehenders Stellung war in der Nähe einer Straßenbahnstation im Ostteil der Stadt, aber sein Munitionsdepot lag

mehrere Kilometer jenseits der letzten westlichen Haltestelle. Er erklärte mir verzweifelt, daß die Russen zum Angriff auf seine Division anträten und er keine Munition für seine hundert Geschütze habe.

Ich schlug eine lebende Kette von Juden vor, die Granaten vom Depot transportieren und an der westlichen Endstation auf die Straßenbahn laden sollten. Die Straßenbahnwagen konnten sie durch das Zentrum Budapests zum östlichen Endpunkt befördern, von wo seine eigenen Einheiten sie an die Front schaffen konnten. Meine Idee funktionierte. Wir stellten eine lebende Kette von Juden auf, sechs oder acht Kilometer lang, die die Granaten vom Depot zur Station trugen. Dann rasten Dutzende von Straßenbahnen durch Budapest zu Zehenders Männern im Osten. Die Geschütze donnerten los.

Als Weihnachten näherrückte, hatte ich in Ungarn nichts mehr zu tun, hatte aber keinen Befehl zum Rückzug. Ich trank eines Tages ein Glas mit Zehender, als er mir erzählte, daß viele seiner Führer gefallen seien und eine ganze Kompanie zu den Russen übergegangen wäre.

"Gib mir eine Einheit", sagte ich meinem Freund, "und ich werde über Neujahr hierbleiben." Daraufhin telefonierte Zehender in Gegenwart meines Adjutanten mit Kaltenbrunner, der an Heydrichs Stelle als Himmlers Stellvertreter getreten war. Ich brachte meinen Kopf nahe an sein Ohr, um zu hören, was mein Chef sagte, aber Zehender kam mit der Nachricht laut heraus: "Kaltenbrunner sagt, es ist unmöglich. Du bist zu wertvoll. Himmler würde ihn einen Kopf kürzer machen." So verflüchtigte sich mein letzter Versuch, am Kampf teilzunehmen.

Einen oder zwei Tage vor Heiligabend 1944 erhielten alle deutschen Polizei-Einheiten den Befehl zum Rückzug, ausgenommen

eine Gestapo-Gruppe, die als Geste gegenüber den Ungarn zurückblieb. Sie fielen alle. Ebenso mein Kamerad Zehender, der tödlich getroffen wurde, als er sich mit der Maschinenpistole gegen den Feind wehrte. Ich verließ Budapest am Heiligabend um 3 Uhr nachmittags als letzter Angehöriger der deutschen Polizei. Als mein Mercedes westwärts raste, lag die Straße schon unter russischem Artilleriefener. Tagelang hatte ein riesiger Flüchtlingsstrom in Richtung Wien die Chaussee verstopft, aber nun war sie plötzlich leer. Es war, als sei die Straße ausgestorben.

Ich erstattete Himmler meinen letzten Bericht weniger als einen Monat vor der endgültigen deutschen Kapitulation. Der Reichsführer hatte seit einiger Zeit mit dem Grafen Bernadotte wegen der Juden verhandelt. Er wollte sicherstellen, daß mindestens hundert der prominentesten Juden, deren wir habhaft werden konnten, an einem sicheren Ort gehalten wurde. Auf diese Weise wollte er unsere Position stärken, denn fast bis zum Schluß war Himmler optimistisch hinsichtlich separater Friedensbedingungen. "Wir werden einen Friedensvertrag bekommen", sagte er mir und schlug sich mit der Hand auf den Schenkel. "Wir werden ein paar Federn verlieren, aber es wird ein guter Vertrag werden." Das war Mitte April 1945.

Himmler sagte weiter, er habe einige Fehler begangen. "Ich werde Ihnen etwas sagen, Eichmann," meinte er, "wenn ich es noch einmal von vorn tun muß, werde ich die Konzentrationslager nach britischem Muster einrichten. Ich habe da einen großen Fehler gemacht." Ich wußte nicht genau, was er damit meinte, aber er sagte es so freundlich und sanft, daß ich zu verstehen glaubte, der Betrieb der Konzentrationslager hätte

glatter, gekonnter, feiner abgewickelt werden sollen.

Während dieser letzten Tage rief ich meine Leute in mein Berliner Büro in der Kurfürstenstraße und verabschiedete mich formell von ihnen. "Wenn es sein muß", sagte ich zu ihnen, "werde ich gern in mein Grab springen in dem Wissen, daß fünf Millionen Reichsfeinde schon wie Tiere krepieren sind." ("Reichsfeinde", sagte ich, nicht "Juden".) Ich sprach diese Worte mit Härte und Nachdruck. Tatsächlich war der Gedanke für mich außerordentlich erhebend, auf diese Art von der Bühne abzutreten.

Mein unmittelbarer Vorgesetzter, Gruppenführer Müller, hatte eben zu mir gesagt: "Hätten wir 50 Eichmanns gehabt, dann hätten wir den Krieg gewonnen." Das machte mich stolz, obwohl er es ironischerweise an eben dem Tage sagte, an dem ich erfuhr, daß alles endgültig verloren war. Zu der Zeit war meine Abteilung eine der wenigen Dienststellen, die nicht durch die Bombenangriffe ausgebrannt waren. Ich hatte meine Untergebenen wie Bluthunde auf jede Brandbombe gehetzt. Ich half ihnen selber dabei. So war das Büro in guter Verfassung. Später zog die ganze Gestapo-Zentrale ein und drängte mich hinaus.

Jeder Gestapobeamte war jetzt darauf aus, sich eine private Firma auszusuchen, für die er angeblich die letzten Jahre über gearbeitet hatte. Er konnte Arbeitsbescheinigungen, "Dienstanweisungen" oder Briefe von dieser Firma bekommen - in einem Wort, alles, was ihm ermöglichen würde, seine wirkliche Tätigkeit vor Fahndern in der Nachkriegszeit zu verbergen. Wir hatten hunderte privater Briefköpfe in dieser Dienststelle vorrätig, und wenn ein bestimmter nicht greifbar war, konnten wir ihn immer drucken lassen.

Man konnte beobachten, wie sie sich dicht um den zuständigen Beamten scharten, der sich genaue Notizen darüber machte, wie jeder seine falschen Papiere wünschte. Das Gedränge war so stark, daß Müller und ich einen weiten Raum im Hintergrund des Zimmers für uns allein hatten. Es war der gleiche Raum, in dem ich mit meinen Untergebenen zu musizieren pflegte (ich hatte die zweite Geige gespielt; mein Oberscharführer spielte die erste - er war ein weit besserer Musiker als ich.) "Nun, Eichmann", sagte Müller, "was ist mit Ihnen?" Seit meiner Rückkehr aus Ungarn trug ich eine Steyr-Armeepistole bei mir. Ich sagte Müller, und zeigte dabei die Pistole vor: "Gruppenführer, ich brauche diese Papiere nicht. Sehen Sie her - dies ist mein Dokument. Wenn ich keinen anderen Ausweg sehe, dann ist das meine letzte Zuflucht. Ich brauche weiter nichts."

Das ist die Wahrheit: Von allen Gestapo-Abteilungsleitern in Berlin war ich der einzige, der auf diese falschen Papiere pfiff. Müller muß erkannt haben, daß ich in Ordnung war.

Meine letzte Reise ging nach Prag, wo ich Karl Hermann Frank, den dortigen SS-Kommandanten, aufsuchte. Er erklärte mir, daß ich nicht nach Berlin zurückkömme. "In Berlin ist nichts mehr vorhanden," sagte er, "die Russen sind irgendwo durchgebrochen."

Es gelang mir schließlich, Kaltenbrunner zu erreichen. Er befahl mir, mich in den Kurort Altaussee in den österreichischen Alpen zu begeben. Ich traf demgemäß dort ungefähr Anfang Mai ein und begab mich direkt zum Hang des Loser, dem Berg über dem Dorf. In einer der hübschen Villen am Loserhang lag der Chef des SD in Quartier.

Ich wurde von seinem Adjutanten empfangen, einem alten und vertrauten Freund von mir, Sturmabannführer Scheidler. Ich ging ins nächste Zimmer, um mich zu melden, und fand Kaltenbrunner selbst hinter einem Tisch sitzen, in der Uniformjacke eines SS-Obergruppenführers und ein paar Keilhosen, die in wunderbaren Skistiefeln steckten. Es war ein seltsamer Aufzug für das "Letzte Tage von Pompeii"-Gefühl, das uns alle bedrückte - zum mindesten mich. Es war nach dem Essen, er legte eine Patience und hatte einen kleinen Kognak auf dem Tisch stehen. Ich fragte ihn, wie die Dinge stünden. "Schlecht", sagte er, "die Patience, meine ich."

Er ließ mir durch Scheidler einen Kognak bringen - die übliche Ordonnanz war nicht da. Der Schnee auf dem Loserhang glitzerte durchs Fenster. Es hatte in der Gegend stark geschneit, und sie würde nicht vor Ende Mai schneefrei sein. Das Zimmer war gemütlich warm. Trotz meiner düsteren Stimmung schmeckte der Kognak großartig.

"Was werden Sie nun tun?" fragte Kaltenbrunner. Man muß sich vorstellen, daß es diesmal nicht wie bei den Gelegenheiten war, da ich dienstlich zum Bericht befohlen wurde. Jetzt waren die Würfel gefallen, und alle diese Dinge waren zweitrangig geworden. In gewissem Sinne war man geistig nur halb anwesend. Es war schwierig, sich auf das zu konzentrieren, was im Moment vorging. Es war der Anfang des Nervenschocks, der ein paar Tage später wie ein Hammerschlag auf mich niederfiel. Denn jetzt war es Tatsache geworden, daß das Reich, um das wir so sehr gefürchtet und uns gesorgt hatten, in Stücke geschlagen war.

Ich erklärte Kaltenbrunner auf seine Frage, daß ich in die Berge gehen wollte. "Das ist gut", sagte er. "Auch gut für Reichsführer Himmler. Jetzt kann er anders mit Eisenhower verhandeln, weil er weiß, daß, wenn Eichmann in den Bergen ist, er sich nie ergeben wird, weil er es nicht kann."

Auf die Weise beschlossen wir unsere Dienstgeschäfte und ich zog ab, um Partisanenchef in Österreich zu werden. Ich verabschiedete mich formell, ohne persönliche Untertöne, ebenso wie Kaltenbrunner. Er blieb bei seiner Patience sitzen, und nur sein Gesichtsausdruck ließ eine gewisse Freundlichkeit mir gegenüber erkennen. Gerade als ich ihn verließ, hörte ich ihn ruhig sagen: "Es ist alles ein Würfelspiel. Das Spiel ist aus." Das waren die letzten Worte, die ich von meinem guten Freund Kaltenbrunner hörte.

Ich hatte meine Leute in einem der großen Kurhotels in Altaussee untergebracht. Der Hotelbesitzer schimpfte noch jahrelang auf "diesen Hund von Eichmann", der sein Hotel beschlagnahmte und es seiner Bande überließ, die alle möglichen phantastischen Schäden anrichtete. Diese Klage entsprang lediglich seinem elenden Krämmergeist. Wir ruinierten keineswegs sein ganzes Hotel. Im Gegenteil, ich gab schließlich dem Drängen des Arztes nach, der das benachbarte Lazarett leitete und mich unter Tränen gebeten hatte, meine Kampftruppen aus Altaussee abzuziehen, damit er es zur offenen Stadt erklären könnte. So räumten wir den Ort. Vor dem Abzug meiner Truppen sah ich selber, wie die Rotkreuzschwestern Raum für Raum schrubbten und reinigten, denn das überfüllte Lazarett mußte das Hotel dieses Schweins hinzunehmen. Es wurde als Lazarett-Nebengebäude eingerichtet. Der Nutznießer dieser Reinigungsaktion war so in der Lage, für sein eigenes Nest zu sorgen.

Wie Kaltenbrunner befohlen hatte, sammelte ich die ganze schwere Ausrüstung, die wir dort hatten, und ging daran, im Toten Gebirge über der Stadt eine Widerstandsbewegung zu organisieren. Alles war jetzt auf mich abgewälzt worden. Neben den meiner Abteilung regulär zugeteilten Leuten hatte ich ein paar Gruppen Waffen-SS und einen wilden Haufen von Schellenbergs SS-Spionageabwehr. Schellenbergs Leute waren aus dem Kloster Kremsmünster ausgeräuchert worden. Ich glaube, sie hatten es selbst angesteckt, hatten es aber fertiggebracht, ein paar beladene Lastwagen mitzunehmen. Auf den Lkws lagen verstreut Haufen von Uniformen, alle Sorten Uniformen außer Winterausrüstungen und Skigerät. Stattdessen hatten sie Daunenschlafsäcke und Eiserne Rationen - Schokolade, Hartwurst usw. - von einer Qualität, wie wir sie schon lange nicht mehr gesehen hatten. Außerdem brachten sie eine kleine Kiste voll Dollars, Pfunden und Goldmünzen mit.

Ich beschloß, auf die Blaa-Alm zu gehen, einem Stück Bergwiese ungefähr eine Marschstunde von Altaussee. Plötzlich begann es heftig zu schneien. Ich ließ durch den Bürgermeister 150 Hitlerjungen holen - das war alles, was wir hatten -, um den Schnee aus unserem Weg zu schaufeln. Er war stellenweise schon ein bis zwei Meter hoch. Wenigstens konnten wir mit den Fahrzeugen durchkommen.

Es gab nur einen Gasthof auf der Blaa-Alm, und ich beschlagnahmte von dem Wirt einen Raum, um unsere Waffen und Uniformen zu lagern. Ein alter Parteigenosse hatte mich vor dem Wirt gewarnt. Er sagte, ich täte gut daran, diesen verräterischen, klerikal-nazistischen NS-Gegner umlegen zu lassen, und ich beschloß, das zu tun. (Es war die Zeit, da jeder jeden

umlegte.) Aber als ich ihn sah, ein kleines Würstchen von Mann, sagte ich mir: "Nein, den brauchst du nicht zu beseitigen." Also ließen wir es bleiben.

Die Burschen von der SS hatten ein Faß Wein aus dem Vorratshaus von Kremsmünster mitgebracht. Ich ließ es auf der Straße aufstellen, so daß alle Soldaten, die auf den Berg heraufkamen, vor dem Weitermarsch auf ein paar Glas rasten konnten. Ich gestattete jedem Mann nur fünf Minuten Aufenthalt. Das Faß war bald leer.

Bei Sonnenaufgang des ersten Tages nach unserer Ankunft auf dem Berg kam einer der Führer der Spionageabwehr herauf, um "auf Befehl von Obergruppenführer Kaltenbrunner" ein paar Eiserner Rationen zu holen. Es war ein frecher, arroganter Bursche, und mein Hauptsturmführer Burger sagte zu mir: "Soll ich ihn fertigmachen?" Ich erklärte dem Mann, er könne eine halbe Kiste haben und nicht mehr. "Andernfalls", sagte ich, "lasse ich Sie umlegen." So zog er irgendwohin ab mit einem halben Koffer voll Schokolade und Hartwurst, vielleicht in die Schweiz.

Ein anderer SS-Mann kam vier- oder fünfmal mit einer Anweisung, ihm eine bestimmte Menge Gold zu übergeben. Die Unterschrift war stets die von Kaltenbrunner. Ich kannte die Handschrift und sie erschien mir echt, obwohl ich keinen Grund hatte, ihre Authentizität zu prüfen. Auf jeden Fall bedeuteten uns in den Bergen Gold oder Gold nichts, während Brot und Eiserner Rationen alles waren. Obwohl ich den Mann anfangs barsch behandelte, ließ ich ihn schließlich durch Hunsche, der als Zahlmeister fungierte, das gewünschte Gold auszahlen und verwirklichte so Kaltenbrunners Wunsch.

Am nächsten Morgen hörte ich lauten Lärm und Durcheinander vor meinem Fenster. Da stand Burger und schlug auf einen Zivilisten ein. Durch eine Ordonnanz befahl ich Burger zum Bericht in mein Zimmer. Er erklärte mir, der Mann sei Lehrer in einem der Dörfer im Tal und habe versucht, sich mit dem Fettvorrat auf einem der Lkws davonzumachen. Burger hatte ihm die handgreifliche Antwort für sein Benehmen gegeben. Ich erklärte Burger, daß ein Offizier niemals jemanden schlägt. Wenn der Mann plünderte, müßte er vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden, aber niemals zusammengeschlagen.

Was für einen Haufen Taugenichts hast du hier, sagte ich mir. Da waren Burschen von der Waffen-SS, wahrscheinlich gerade aus dem Lazarett entlassen und beinahe jeder Einheit zur Verfügung, vom SD zusammengeholt und mir übergeben; die vollkommen widersetzlichen Burschen von der Spionagesabwehr, ein paar Frauen, meine eigenen Leute. Dazu 150 Hitlerjungen. Außerdem hatte ich auch noch ein paar Rumänen auf dem Hals. Damit sollte ich Krieg führen.

Ich hatte jedoch eine Menge der modernsten Waffen. Ich hatte nie zuvor Sturmgewehre gesehen, und jetzt hatte ich sie haufenweise. Ich hatte niemals soviel Munition gesehen, wie ich hier oben hatte - Berge von Panzerfäusten. Trotzdem gab ich Befehl, die Blas-Alm zu räumen und zur Rettenbachalm weiterzuziehen, die noch höher liegt.

Ich schickte Burger, meinen besten Skiläufer, auf Patrouille voraus, um die Schneebedingungen und die Unterbringungsmöglichkeiten zu untersuchen. Unterdessen ließ ich alle Waffen, die wir nicht gebrauchten, in einen Fluß werfen. Ich hatte beschlossen, die Mehrzahl der Leute zu entlassen. Die Disziplin hatte nicht wiedergutzumachenden Schaden gelitten. Ich ließ

jedem gegen Unterschrift 5.000 Reichsmark auszahlen. Ich war hart und brüsk zu ihnen. Jeder zog auf den Bescheid, daß er nicht mehr gebraucht wurde, ohne weitere Formalitäten mit Freuden den Berg hinab davon. Ich war sogar hart gegen ein junges Mädchen, eine Schreibstubenkraft der SS, die mich gebeten und angefleht hatte, sie mitzunehmen. Ich blieb über alle ihre weiblichen Listen erhaben und sagte: "Zahlen Sie ihr 5.000 Mark aus. Entlassen."

Während wir weiterzogen, erschien eine Ordonnanz von Kaltenbrunner mit einer Anweisung von Reichsführer Himmler, nicht auf Amerikaner oder Engländer zu schießen. Ich zeichnete sie ab, und der Mann eilte zurück ins Tal. Später gab ich diesen Befehl an meine Leute weiter. Es schien das Ende zu sein. Die Amerikaner standen jetzt in Bad Ischl, nicht sehr weit entfernt, und wir hörten, daß unsere Mädchen schon mit den Amerikanern auf dem Marktplatz tanzten. Sogar die Jäger waren uns gegenüber feindselig. Banden von ihnen - sie nannten sich Heimatwacht - strichen in den Bergen um uns herum, allesamt Ganoven. Wahrscheinlich waren es die gleichen, die sich 1938 mit ihrem "Heil Hitler"-Gebrüll heiser geschrien hatten. Jetzt umlauerten sie uns, natürlich bewaffnet. Ob meine Leute auf sie schossen oder nicht, wußte ich nicht und weiß es auch jetzt nicht. In dieser wirren Zeit wurde überall geschossen.

Mein Fahrer Polanski fragte mich, ob ich ihm einen Pkw und ein oder zwei Lastwagen überlassen würde, mit denen er sich absetzen und eine eigene zivile Transportfirma aufmachen könnte. Ich machte mir klar, daß ich keine Wagen mehr brauchte, und so beschloß ich, ihm den Wunsch zu erfüllen. Schließlich hatte er mir viele Jahre treu gedient. "Nehmen Sie sich einen Lastwagen", sagte ich ihm, "oder was Sie sonst von der Blau-Alm brauchen, und verschwinden Sie mit meinem Fiat Topolino."

Ich hörte später, daß er den Fiat in einem Graben stehengelassen hatte, aber es gelang ihm, mit einem Lastwagen fortzukommen. Ich wünsche ihm Erfolg mit seinem Transportgeschäft.

Schließlich suchte mich sogar mein treuer Burger zu einer privaten Unterredung auf. "Obersturmbannführer", sagte er, "Sie werden als Kriegsverbrecher gesucht. Wir anderen nicht. Wir haben die Sache eingehend besprochen. Wir glauben, daß Sie Ihren Kameraden einen großen Dienst erweisen, wenn Sie uns verlassen und einen anderen Kommandeur ernennen würden."

Ich hatte die Antwort schon selbst beschlossen. "Männer", sagte ich, "ich lasse euch auf der Rettenbachalm allein. Der Krieg ist aus. Ihr dürft nicht mehr auf den Feind schießen. Also sorgt für euch selber."

Untersturmführer Jaenisch, mein langjähriger Adjutant, fragte, ob er mich begleiten dürfe. Wir tranken einen letzten Schnaps zusammen.

Es gab nur eins, was ich bedauerte. Hätte ich nicht zu der Zeit unter einem Schock gestanden, würde ich mehr für meine Frau und meine Kinder getan haben. Leider hatte ich nicht rechtzeitig Vorsorge für sie getroffen, anders als die Herren von Schellenbergs Spionageabwehr, die sogenannten "Zierbubis" der SS. Auch ich hätte meine Familie sicher unter eine sehr behagliche Decke aus Devisen und Gold bringen können. Tatsächlich hätte ich sie leicht in das entfernteste, neutralste aller Länder schicken können. Lange vor dem Ende hätte jeder Jude, mit dem ich zu tun hatte, für mich ein Devisenkonto in jedem beliebigen Land eingerichtet, hätte ich ihm besondere Vergünstigungen versprochen.

Wie die Sache stand, konnte ich meiner Frau nur eine Aktentasche mit Resinen und einen Beutel Mehl geben, bevor

ich von Altaussee in die Berge ging. Ich hatte ihnen auch Giftkapseln gegeben, eine für meine Frau und eine für jedes Kind, die sie nehmen sollten, falls sie den Russen in die Hände fielen.

Ich ergab mich den Amerikanern unter falschem Namen. Ich wußte, daß die alliierten Fahnder nach Eichmann suchten, aber glücklicherweise war ich immer gerade eine Spur klüger als die CIC-Offiziere, die mich verhörten. Ich trat meine Gefangenschaft in einem kleinen amerikanischen Lager als Luftwaffen-Unteroffizier namens Barth an.

Nachdem ich die Psychologie des amerikanischen CIC studiert hatte, änderte ich jedoch meinen Rang von Unteroffizier in Untersturmführer der SS. Untersturmführer Eckmann, Otto Eckmann, war jetzt mein Name. Ich verlegte mein Geburtsdatum um ein Jahr zurück auf den 19. März 1905, und den Geburtsort nach Breslau. Das tat ich, um die Zahlen leichter zu behalten und das Fiasko einer momentanen Gedächtnislücke beim Ausfüllen ihrer Fragebogen zu vermeiden.

Schließlich wurde ich in das große Kriegsgefangenen-Sammellager Weiden verlegt. Zufällig war mein früherer Adjutant, Untersturmführer Jaenisch, in das gleiche Lager gebracht worden. Ich meldete mich freiwillig zur Führung eines Arbeitskommandos und wurde in dieser Eigenschaft nach Oberdachstetten in Franken verlegt. Es war jetzt August 1945. Ich blieb dort bis Anfang Januar 1946.

In diesen Monaten wurden wir von der CIC-Dienststelle in Ansbach vernommen. Ich wußte, daß ich bei Andauern der Verhöre in Verdacht kommen könnte. Deshalb beschloß ich zu fliehen. Aus Furcht vor Vergeltungsmaßnahmen gab es einen ungeschriebenen Ehrenkodex, nach dem

Institut für Zeitgeschichte	
ARCHIV	
Akz. 2668/67	Best. 25-1746
Rep. - 50 -	Kat.

ohne Zustimmung seiner Offizierskameraden aus einem Lager fliehen durfte. Da sich etwa zehn SS-Führer im Lager befanden, bat ich den Lagerältesten, einen Sturmbannführer, sie zu einer Versammlung einzuberufen.

Ich hatte dem Sturmbannführer meinen richtigen Namen, Dienstrang und Dienststellung offenbart. "Mein lieber Kamerad Eichmann", sagte er, "das habe ich schon lange gewußt. Ihr Untersturmführer Jaenisch hat es mir im Vertrauen berichtet. Solange Sie mir nichts gesagt haben, habe ich die Information in meinem Herzen verschlossen."

Auf der Führerversammlung erklärte ich lediglich, daß ich wahrscheinlich wegen politischer Betätigung von den Amerikanern gesucht würde. Niemand stellte in jenen Tagen viele Fragen, und der Sturmbannführer als Lagerältester gab seine Genehmigung. Es war einfach eine Formsache. Schließlich konnte ich mir kaum vorstellen, daß eine Gruppe SS-Führer ihre Zustimmung verweigert hätte, wenn ein ihnen Übergeordneter seine Flucht für nötig hielt.

Nach Verlassen des Gefangenelagers gelang es mir, Papiere auf den Namen Otto Honninger zu beschaffen. Ich lebte in einer der waldigen Heideeregionen in der Gegend von Celle, und dort wurde mir auch ein Stoß Zeitungen mit Artikeln über mich gezeigt. Sie hatten Überschriften wie "Massenmörder Eichmann" oder "Wo verbirgt sich 'Untersturmführer Eckmann'?" Die Artikel berichteten, daß ich aus dem Lager geflohen war.

Ich begann zu überlegen, wer dem CIC den Namen Eckmann verraten haben konnte. Es schien dafür nur zwei mögliche Quellen zu geben. Die eine war mein Untersturmführer Jaenisch. Die andere Möglichkeit, die mir höchst unwahrscheinlich erschien, war, daß der CIC den Sturmbannführer verhört hatte,

der wohl gedacht hatte, daß ich jetzt weit genug weg war, um sicher zu sein. Ich glaube eher, es war Jaenisch, der es ihnen sagte. Er besaß eine Art von Sturheit, die typisch für die Niedersachsen ist.

In den seither verstrichenen Jahren hat man mich vergeblich gesucht. Ich würde gern Frieden mit meinen früheren Kontrahenten finden. Und ich wäre der erste, der sich den deutschen Behörden stellte, hätte ich nicht stets das Gefühl, daß das politische Interesse an meinem Fall zu groß ist, um einen klaren, objektiven Ausgang zu erreichen.

Hätte es 1945 ein Verfahren gegeben, hätte ich alle meine Untergebenen auf meiner Seite gehabt. Heute bin ich dessen nicht so sicher. Einige mögen im Dienst der neuen Polizei stehen. Andere haben vielleicht in diesen Jahren ein schweres Leben gehabt und ihre eigene Dummheit verflucht, die sie überhaupt erst Nationalsozialisten werden ließ. Und Wohlstand und demokratische Umerziehung haben in Deutschland ihre Früchte getragen, so daß ich heute nicht weiß, was für Zeugen ein Verteidiger anrufen sollte. Ich glaube tatsächlich, daß ich mit Juden als Entlastungszeugen beinahe besser fahren würde als mit meinen eigenen Leuten, so traurig das klingt. Dr. Kastner, Dr. Epstein, Dr. Rottenberg, Dr. Saeck, der ganze Ältestenrat des Ghettos von Theresienstadt - sie alle würde ich vorladen lassen müssen. Schließlich gab es auch relativ harmlose Aktionen unter dem allgemeinen Vorzeichen "Endlösung der Judenfrage".

Aber alles in allem muß ich sagen, daß ich nichts bedauere. Adolf Hitler mag hundertprozentig unrecht gehabt haben, aber eines steht jenseits aller Diskussion fest: Der Mann war fähig, sich vom Gefreiten der deutschen Armee zum Führer

eines Volkes von fast 80 Millionen emporzuarbeiten. Ich bin ihm nie persönlich begegnet, aber sein Erfolg allein beweist mir, daß ich mich ihm unterzuordnen hatte. Er war irgendwie so überragend befähigt, daß das Volk ihn anerkannte. Und mit eben dieser Rechtfertigung erkannte ich ihn freudig an, und ich verteidige ihn noch immer.

Ich werde mich nicht selbst erniedrigen oder in irgendeiner Weise bereuen. Ich könnte das im heutigen Meinungsklima zu billig tun. Es wäre zu einfach vorzugeben, daß ich mich plötzlich von Saulus zum Paulus gewandelt hätte. Nein, ich muß wahrheitsgemäß erklären: Hätten wir alle ursprünglich 1933 von Himmlers Statistikern erfaßten zehn Millionen Juden getötet, so würde ich sagen: "Gut, wir haben einen Feind vernichtet." Aber ich meine damit nicht, sie vollkommen auszulöschen. Das wäre nicht anständig gewesen - und wir führten einen anständigen Krieg.

Jetzt aber, da durch die Tücke des Schicksals ein großer Teil dieser Juden, gegen die wir kämpften, noch am Leben ist, muß ich zugeben, daß die Vorsehung es so gewollt haben muß. Ich habe immer die Meinung vertreten, daß wir gegen einen Feind kämpften, der uns durch tausende von Jahren der Gelehrsamkeit und Entwicklung überlegen geworden war.

Ich erinnere mich nicht mehr genau der Zeit, aber es war sogar noch vor der Gründung Roms, daß die Juden bereits schreiben konnten. Es ist mir ein sehr niederdrückender Gedanke, daß dieses Volk durch 6 000 Jahre der Geschichte Gesetze niedergeschrieben hat. Aber es sagt mir, daß sie ein Volk ersten Ranges sein müssen, denn Gesetzgeber waren immer groß.